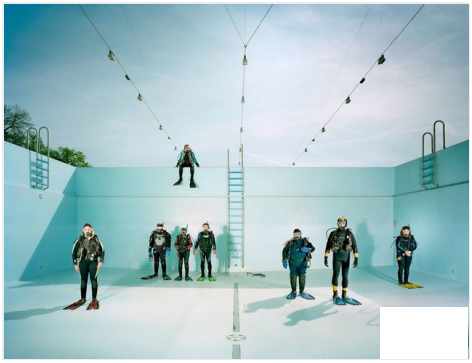
SonntagsZeitung

Mein Hobby: Kein Hobby



Noch nie hatten wir so viel Freizeit wie heute. Bei der Frage nach ihrem Zeitvertreib tun sich viele jedoch auffallend schwer

«Freizeit ist die Zeit, in denen Menschen tun können, was ihnen Freude macht.» Wie harmlos sie doch klingt, die Definition von Horst Opaschowski, der 1979 das Freizeit-Forschungsinstitut in Hamburg gegründet hat. Wie einfach müsste die Antwort auf die Frage doch sein, was man in der Freizeit am liebsten tut. Stattdessen gibt es meist ein gedehntes «Äääh». Vielleicht im Wissen, dass die Antwort viel über uns aussagen kann.

Kein Hobby? Wirkt phlegmatisch. Kinobillette sammeln? Klingt leicht verschupft. Jassen? Gesellig, aber ein wenig konservativ. Drachenbootfahren? Originell, aber vielleicht zu schräg. «Wenn Hobbys von der Norm abweichen, werden sie für uns relevant», sagt die Headhunterin Kim Johansson, die für Unternehmen passende Arbeitnehmer sucht. Ein spannendes Hobby kann einen in die nächste Runde bringen, ein falsches auf den Stapel mit den Absagen.

Das Problem ist jedoch, dass sich die meisten in nichtssagende Klassiker flüchten wie Lesen, Reisen, Familie, Musik, Sport oder Freunde treffen. «In diesem Fall empfehle ich eher, keine zu erwähnen», sagt der HR-Fachmann Etienne Besson. Ein neueres Phänomen stellt Kim Johansson fest: «Vor allem jüngere Leute listen weniger Hobbys auf als noch vor ein paar Jahren.» Die Frage ist bloss, weshalb. Haben wir keine Hobbys mehr, oder sind sie uns bloss peinlich?

Rang 1: Fernsehen. Rang 2: Radio hören. Rang 3: Telefonieren. Rang 4: Internet. Rang 5: Zeitungen/Zeitschriften lesen. Das sind laut einer repräsentativen Umfrage der Stiftung für Zukunftsfragen die Top-5-Freizeitbeschäftigungen im Jahr 2015 in Deutschland. Das Bundesamt für Statistik (BFS) hat vor ein paar Tagen ebenfalls Zahlen zum Schweizer Kultur- und Freizeitverhalten veröffentlicht, das «äusserst rege und vielfältig» sei. Demnach treiben zwei von drei Personen mindestens einmal pro Woche Sport, wobei der Begriff laut BFS im weiteren Sinn zu verstehen ist. Fast 40 Prozent der Befragten machen einmal oder mehrmals wöchentlich Ausflüge, ebenso viele treffen Freunde , und auf Platz vier der regelmässigen Aktivitäten folgt bereits das Gamen. Mehr als jeder Vierte spielt einmal oder mehrmals pro Woche ein Videospiel.

Dass Gamen in der Schweiz zum verbreiteten Hobby geworden ist, hat kürzlich auch eine Datenanalyse ergeben, die der Politologiestudent Marco Büsch erstellt hat. Alleine auf der Spielplattform Steam sind eine halbe Million Schweizer regelmässig aktiv. In einer Bewerbung würde das trotzdem kaum unter «Hobbys» auftauchen. Sollte es laut dem HR-Fachmann Etienne Besson auch besser nicht, die Gefahr der Vorurteile sei zu gross.

Marco Büsch selbst streift zwei, drei Stunden pro Woche durch die Welten von «The Witcher 3» und trifft sich zudem mit Freunden zum Playstation-Spiel. Als Hobby würde er das trotzdem nicht bezeichnen. Nicht wegen gesellschaftlicher Vorbehalte. Bei der jüngeren Generation gehöre Gamen einfach als Zeitvertreib zum Alltag und sei akzeptiert, auch bei Frauen. Viele spielten selber mit dem Smartphone.

Beim Begriff Hobby schwingt das Laienhafte mit

Was ist mit Shoppen, Instagram oder Facebook? Das Schweizer Marketingforum hat vor einigen Jahren nachgewiesen, dass jeder Dritte mindestens einmal pro Woche eine bis zwei Stunden shoppt. Handystudien zeigen, dass wir weit über 100-mal täglich auf unser Smartphone schauen und rund drei Stunden damit beschäftigt sind. Gilt das nun als Hobby? «Aus wissenschaftlicher Sicht per definitionem schon», sagt Ulrich Reinhardt, Leiter der Stiftung für Zukunftsfragen, wie das ehemalige Freizeit-Forschungsinstitut inzwischen heisst. Laut Reinhardt sind Hobbys Beschäftigungen, die in erster Linie betrieben werden, weil sie Spass machen. «Hob-

bys sind aber oft auch mit einer starken Wertigkeit verbunden.»

Wer als Hobby Shoppen angibt, dem wird gerne unterstellt, konsumorientiert zu sein. Bei Instagram schwingt Narzissmus mit. Bei Gamen der asoziale Nerd, der sich stundenlang in einer Fantasiewelt bewegt. «Für U-30 mögen solche Hobbys normal sein, aber für uns, die nur ein paar Jahre älter sind, muten sie seltsam an», sagt Kim Johansson. Die Generationendifferenz betrage 10 Jahre statt 20, Tendenz sinkend.

Was sich vor allem verändert hat, ist laut Freizeitexperte Reinhardt der Stellenwert des Begriffs Hobby. «Wenn Leute sagen, sie hätten ein Hobby, klingt das etwas gestrig.» Freizeit sei heute viel aufgewerteter als früher, als das Hobby die Erholung von der Arbeit war. Heute springe man von einem Höhepunkt zum nächsten, wovon man tags darauf im Büro erzähle. Man identifiziere sich über die Freizeit und definiere sich über eine Tätigkeit. «Man ist Computercrack, kreativ oder modeinteressiert. Beim Begriff Hobby schwingt immer das Laienhafte mit. Und als Laie möchte man heute ungern bezeichnet werden.»

Laut einer OECD-Studie haben Belgier und Deutsche mit je rund 6,5 Stunden am meisten Freizeit. Die Schweiz wurde in der Studie nicht erfasst, der Anteil dürfte aber nur geringfügig tiefer sein. «Noch nie hatten wir so viel Freizeit wie heute», sagt Ulrich Reinhardt, «obwohl es gefühlt weniger ist.»

In der Wissenschaft werden drei Zeiten unterschieden: die Determinationszeit, in der wir fremdbestimmt sind, die Dispositionszeit, die wir zur freien Verfügung haben, und die Obligationszeit mit verpflichtenden Elementen. Freizeit, so Reinhardt, definiere sich ja über die Freiwilligkeit. Diese Zeit komme uns aber immer kürzer vor, die Obligationszeit dafür länger. Daher rührt das latente Gefühl, keine Zeit für Hobbys zu haben.

Allerdings hat sich bloss der Stellenwert der Verpflichtungen verändert. Ein Verwandtenbesuch galt früher als Freizeit, heute wird er als Pflicht empfunden. Auch das Engagement im Fussballclub oder in der Pfadi fühlt sich nicht mehr freiwillig an. Soziale Medien können laut Reinhardt ebenfalls in die Obligationszeit fallen. «Wenn man das Gefühl hat, das Leben finde nicht statt, wenn es nicht auf Facebook oder Instagram gepostet wird,

ist es natürlich schwierig, die Freizeit als frei zu empfinden.»

Dadurch fehlt je länger, je mehr die zusammenhängende Zeit für ein klassisches Hobby. Man will flexibel sein, unverbindlich, die Regelmässigkeit engt ein. Traditionelle Angebote wie Musizieren in der Dorfmusik oder Singen im Chor passen erst recht nicht mehr dazu. Man trifft sich lieber temporär in einem Projekt oder einem Kurs oder gänzlich flexibel, zum Beispiel zum Drop-in-Yoga. Als Hobby bezeichnet man das nicht.

Kreative und sportliche Aktivitäten machen zufriedener

«Aus wissenschaftlicher Sicht wären ein Rhythmus und Beständigkeit das Sinnvollste, um seine Freizeit optimal zu nutzen», sagt Reinhardt. Laut einer Studie von Markus Freitag, Professor für Politische Soziologie an der Uni Bern, ist von den 20- bis 39-Jährigen aber nur noch knapp jeder Fünfte in einem Verein – das sind halb so viele wie noch vor 40 Jahren. Laut BFS sind Männer mit 44 Prozent in der Überzahl, nur jede dritte Frau nimmt aktiv am Vereinsleben teil. Dass Frauen weniger Hobbys als Männer haben, stimme jedoch nicht, sagt Ulrich Reinhardt. «Frauen schaffen es in der Freizeit bloss etwas besser, sich auf weniger Dinge zu konzentrieren.» Nicht unwichtig in einer Zeit, in der sich die Mehrheit der Leute in ihrer Freizeit gestresst fühlt.

Andererseits gelten Personen mit einem sportlichen oder kreativen Hobby als zufriedener. Das hat unter anderem eine BFS-Studie ergeben. Allerdings, so gibt das BFS zu bedenken, sind es häufiger Menschen mit höherem Einkommen und höherem Bildungsstand, die ein entsprechendes Hobby betreiben. Schlechterverdienende setzen eher auf regenerative Tätigkeiten. Die Frage sei, ob tatsächlich die Hobbys der Grund für die höhere Lebenszufriedenheit seien oder doch das höhere Einkommen.

Was sich die Leute in ihrer Freizeit wünschen, will die Stiftung für Zukunftsfragen jährlich wissen: mehr Menschen treffen, mehr Erholung, lautet die Antwort. Ulrich Reinhardt glaubt, dass die Musse, die ursprüngliche Idee der Freizeit, wieder salonfähig werden kann. Und die ist ja nicht weit von Faulenzen entfernt, dem Hobby, das wir früher ungeniert in Freundschaftsbücher geschrieben haben – und vielleicht in ein paar Jahren auch in unsere Jobbewerbung.

Denise Jeitziner (Text), Ursula Sprecher, Andi Cortellini (Fotos)